

ZPTh

Zeitschrift
für Pastoraltheologie

250 Jahre Pastoraltheologie
Standortbestimmungen und Einblicke in Forschungswerkstätten

ISSN: 0555-9308

45. Jahrgang, 2025-2

Gute Pässe zuspielen
Christian Preidel im Gespräch mit Teresa Schweighofer
über Vernetzung und Innovation
in der Arbeitsgemeinschaft Pastoraltheologie

Abstract

Das Interview mit Teresa Schweighofer, in dem sie auf ihre Zeit im Vorstand der AG Pastoraltheologie zurückblickt, beleuchtet Entwicklung und Zukunftsperspektiven der AG im Kontext gesellschaftlicher und kirchlicher Transformationsprozesse. Ausgehend von ihrer Forschung zu freien Ritualbegleiter*innen diskutiert Schweighofer zentrale Herausforderungen der Pastoraltheologie: die Spannung zwischen Passung und Nicht-Passung kirchlicher Angebote, den Umgang mit Ambiguität und die Frage nach Einheit in Verschiedenheit. Die Kongressthemen der AG werden als Seismografen für den Dialog zwischen Theologie und Gegenwartskultur analysiert – von Digitalisierung über Säkularität bis zum Anthropozän. Schweighofer plädiert für einen selbstbewussten Umgang mit Referenztheorien und fordert eine stärkere ökumenische und interreligiöse Öffnung der Fachgemeinschaft. Die Metapher des „schönen Fußballs“ verdeutlicht ihr Verständnis von Wissenschaft als kooperativem Prozess, bei dem es nicht primär um individuelle Erfolge, sondern um produktive Zusammenarbeit geht.

This interview with Teresa Schweighofer examines the development and future perspectives of the Academic Society for Pastoral Theology in the context of social and ecclesial transformation processes. Starting from her research on independent ritual facilitators, Schweighofer discusses central challenges of pastoral theology: the tension between fitting and non-fitting of church offerings, dealing with ambiguity, and the question of unity in diversity. The congress themes of the working group are analyzed as seismographs for the dialogue between theology and contemporary culture – from digitalization through secularity to the Anthropocene. Schweighofer advocates for a confident approach to reference theories and calls for a stronger ecumenical and interreligious opening of the academic community. The metaphor of "beautiful football" illustrates her understanding of scholarship as a cooperative process, where the focus is not primarily on individual success but on productive collaboration.

*Christian: Teresa, in deiner Forschung befasst du dich unter anderem mit Ritualen. Deine 2019 erschienene Dissertation zu freien Ritualbegleiter*innen trägt den Titel „Das Leben deuten“.*

Teresa: Der Titel ist ein In-Vivo-Code aus einem Interview – er fasst das Feld der freien Rituale gut zusammen. Gleichzeitig war es für mich eine Anfrage an kirchliche Rituale. Mir begegnet immer wieder die Frage: Wie gut deuten unsere Rituale Leben von heute eigentlich noch? Es geht um Anknüpfbarkeit und Passung. Die freien Ritualbegleiter*innen sagen: Es muss passen. Diese Passung geht mittlerweile vielfach auseinander.

Diese Spannung zwischen Passung und Nicht-Passung – kommt man nicht an Grenzen, wenn man merkt, da gibt es kein kleinstes gemeinsames Vielfaches mehr?

Das ist genau der Punkt: Wie gehe ich damit um, wenn Dinge sich nicht mehr homogenisieren lassen? Deswegen ist es für mich persönlich wichtig geworden, von Ambiguitätsbearbeitung zu sprechen und nicht nur von Toleranz. Tolerieren kann ich für eine gewisse Zeit, Tolerieren enthält auch ein Erleiden. Das ist auf Dauer kein produktives Verhältnis. Das Christentum hat von Anfang an sehr unterschiedliche Dinge verbunden – Wanderprediger*innen und stabile Gemeinden, verschiedene theologische Positionen. Diese Uneindeutigkeit ist Teil unserer DNA. Mit zunehmendem Druck durch das Schwinden von Mitgliederzahlen und gesellschaftlicher Relevanz wird die Bereitschaft, sich auf andere einzulassen, allerdings kleiner. Der Ton wird an manchen Stellen rauer.

Aber eigentlich ist das eine gute Nachricht für das Thema, mit dem wir eingestiegen sind: dass es viele Dinge gibt, die nicht zusammenpassen. Sie müssen auch nicht im kirchlichen Rahmen zusammenpassen, sie müssen nur irgendwie bearbeitet werden. Und wir können auf diese Bearbeitungspraktiken schauen.

Auf jeden Fall. Gleichzeitig werde ich hellhörig, wenn von der vielbeschworenen Einheit gesprochen wird. Ich glaube, da gibt es zwei verschiedene Möglichkeiten. Das eine ist Einheit in Verschiedenheit – zu sagen: Wir extrapolieren unsere gemeinsame Basis in Gott, in Jesus Christus. Dort gibt es einen Punkt, der uns vereint und der es uns ermöglichen kann, an vielen anderen Stellen nicht einer Meinung zu sein, nicht gleich zu denken, zu feiern, zu leben. Das ist klassische Ökumene, versöhnte Verschiedenheit.

Aber es gibt auch ein Einheitskonzept, das ganz stark auf Uniformität und Einheitlichkeit baut. Da sagt dann: Man kann in Deutschland, in Europa keine kirchenpolitischen Veränderungen vornehmen, weil das für die Weltkirche nicht funktioniert, das würde sie sprengen. Das ist so ein Ausspielen, bei dem ich mir nicht sicher bin, ob es theologisch wirklich die einzige Möglichkeit ist. Kolleg*innen forschen in der Pastoraltheologie auch zur Streitkultur. Dabei geht es um die Frage: Wie viel Einheit ist dringend notwendig, aber auch wieviel Auseinandersetzung? Und wie viel Verschiedenheit, Ambiguität und Unterschiedlichkeit kann ich mir leisten?

Lass uns zur Arbeitsgemeinschaft (AG) Pastoraltheologie kommen. Was war das für eine AG, in die du 2012 als junge Wissenschaftlerin gekommen bist?

Damals bin ich für den Mittelbau eingestiegen, Richard Hartmann war Vorsitzender. Er hat zwei Schwerpunkte gesetzt: Zum einen natürlich Fachvertretung, akademische Standesvertretung, Vernetzung der Lehrstühle. Zum zweiten die Vernetzung zwischen den akademischen und den vor Ort tätigen Pastoraltheolog*innen. Das hat die Zeit sehr geprägt. Bei den Beiratssitzungen habe ich über die vielen assoziierten Mitglieder aus den einzelnen Bereichen die deutsche Kirche besser kennengelernt: Jugendverbände,

Frauenverbände, Caritas, Missio, die KAMP. Jede*r hat erzählt, was gerade bei ihm*ihr im Bereich dran ist, was man gemacht hat.

Dann waren und sind die Kongresse als Vernetzungsorte wichtig. Richard Hartmann hatte einen sehr integralen Anspruch – ähnlich wie später Christian Bauer und wir im Vorstand [Teresa Schweighofer, Katharina Karl, Jan Loffeld und Thomas Böhm; C.P.] insgesamt. Ob das gelungen ist, ist eine andere Frage. Aber es war, glaube ich, immer schon der Anspruch, verschiedensten pastoraltheologischen Zugangsweisen Raum zu geben. Ob das von außen wahrnehmbar war, müssen andere entscheiden. Es gab auch durchaus Friktionen und Menschen, die sich in dieser Arbeitsgemeinschaft nicht willkommen gefühlt haben.

Lass uns auf die Kongresse schauen, weil ich glaube, die haben nicht nur die AG, sondern auch unsere Zeitschrift stark geprägt. Beim 2017er-Kongress zur Digitalisierung gab es mehrere Schreibweisen des Titels und das Eingeständnis, dass die wenigsten Teilnehmenden „Digital Natives“ sind. War das für dich ein Türöffner oder eher ein „Wir Jungen müssen den Älteren etwas erklären“?

Ich glaube nicht, dass es eine reine Generationenfrage ist. Ich kenne Menschen, die älter sind als ich und vielleicht nicht „Digital Natives“, aber digitale Wahleinwohner*innen. Und nur weil Menschen mit iPad und Smartphone aufgewachsen sind, bewegen sie sich nicht unbedingt autonom in digitalen Räumen. Die Frage war vielmehr, wie sehr lasse ich mich darauf ein, oder glaube ich, dass in diesem digitalen Feld tatsächlich theologisch etwas zu holen ist?

War tatsächlich etwas zu holen?

Ich glaube schon. Ich kann mich erinnern, dass Einzelne erzählt haben, dass das zum ersten Mal ihre Begegnung mit Instagram und der Logik von Instagram war. Dass es dort weniger um das gesprochene oder geschriebene Wort geht, sondern viel stärker um Inszenierung, um Bild, um eine bestimmte Form von Ästhetik. Da ist, glaube ich, im Fach was losgetreten worden.

Ich denke zudem, dass wir an vielen Stellen die echte Umwälzung durch die digitalen Kontexte noch nicht genügend reflektiert haben. Vielleicht kann man auch nicht, wenn man direkt in der Drift ist, gut drauf schauen. Vielleicht braucht es noch fünf Jahre, bis man das wirklich irgendwo festmachen kann. Aber da tut sich Massives, auch für die Wissenschaft. Ich merke etwa bei meinen Studierenden, was auch in einzelnen Studien sichtbar wird, nämlich dass Texte, die nicht mehr digital verfügbar sind, entweder über die Bibliothek oder im besten Fall Open Access, einfach nicht mehr wahrgenommen und zitiert werden. Wer überleben will, und zwar im Diskurs überleben will, muss sich über kurz oder lang dazu verhalten.

Bei allen Kongressen scheint es um die Begegnung mit fremden Logiken zu gehen. Das wurde beim 2019er-Kongress zur Säkularität besonders deutlich. Wie hast du das wahrgenommen?

In Berlin habe ich immer den Eindruck, dass ich mich in einer säkularen Stadt überraschend selten verteidigen muss. Es gibt Anfragen, kritische, selten feindliche, es gibt aber durchaus auch interessierte Anfragen. Es gibt diejenigen, die sagen: Was macht ihr an der öffentlichen Uni? Aber im Großen und Ganzen ist man eine*r unter vielen. Und man muss sich ins Gespräch bringen. Es gibt nichts mehr, wo man sagen würde, dass das unser genuines Thema ist. Man muss akzeptieren, dass man nicht mehr die tonangebende Wissenschaft ist.

Die Idee hinter dem 2019er-Kongress war: Man muss sich voll und ganz darauf einlassen und ergebnisoffen überprüfen, was die eigenen Konzepte, Theorien und Begriffe noch austragen und was nicht – für eine säkulare Existenzweise. Ich glaube, dass bei vielen angekommen ist, was das bedeutet.

Die Kongressthemen versuchen oft, den Kontext und die Realität in den Diskurs der AG hineinzuspiegeln. Beim 2021er-Kongress zum Anthropozän war das besonders deutlich.

Das ist eine bewusste Entscheidung, und die ist nicht unumstritten. Es gab immer wieder die Anfrage: Warum beschäftigen wir uns immer mit einem Außen und nicht mit unseren eigenen Themen? Wann gab es den letzten Kongress zu Diakonie, zu Seelsorge? Es war oft die Anfrage, warum so wenige Pastoraltheolog*innen auf unseren eigenen Kongressen referieren.

Viele Kongresse haben damit begonnen, dass wir uns von anderen theologischen Fächern oder Wissenschaften etwas zusagen lassen. Beim Anthropozän-Kongress gab es biblische Rekurse, Soziologie, Ökologie, Klimafolgenforschung. Dieses Vorgehen war der Versuch, mit verschiedenen Perspektiven zu arbeiten und das ist ein Angang mit dem ich mich auch sehr identifizieren kann: Starten mit der Perspektive von „Außen“, von den Anderen her.

Beim 2022er-Symposium zu Referenztheorien ging es genau darum. Mein Eindruck war: Referenztheorien gehören nicht nur anderen, sondern sind gemeinsame Arbeitsfelder.

Das ist die ganz alte Frage: Was mache ich mit Referenztheorien? Es gibt verschiedene Modi. Die Ancilla-Variante wäre, ich nutze sie nur in den Ausschnitten, die mir hineinpassen und beschneide sie. Es gibt aber auch das Gegenteil – gerade, wenn Leute anfangen, empirisch zu forschen, haben sie manchmal Scheu, ob sie das überhaupt dürfen. Da sehen sie sich nur als Zaungäst*innen.

Das hat viel mit der Selbstverortung zu tun und mit einem Minderwertigkeitskomplex, der manchmal da ist – das hängt wohl mit der hochschulpolitischen Lage der Theologie zusammen. Praktische Theolog*innen sind vielleicht noch anfälliger für die Frage:

Dürfen wir da überhaupt mitreden? Und ja, das Arbeiten mit Referenztheorien, das macht es anstrengend, weil man nicht nur die eigenen Diskurse auf dem Schirm haben muss, sondern auch andere. Gleichzeitig ist es das, was für mich in diesen Spannungen und Entdeckungsreisen den Wissensfortschritt ermöglicht und interessant macht. Es gibt mir eine gewisse Freiheit, herumzuschnuppern und Perspektivwechsel zu machen. Ich selbst versuche einen Mittelweg: mit Selbstbewusstsein Referenztheorien auf die Theologie hin umarbeiten. Transparent sagen, was ich von wo habe und was ich geändert habe, damit es für die Theologie, für mein *doing theology* relevant wird.

Ich würde mir wünschen, dass wir weder Zaungäst*innen noch dominante Akteur*innen sind, sondern uns mutig ins Getümmel stürzen und gegebenenfalls auch etwas anbieten können. Uns gute Pässe zuspielen – und ja, das ist eine Fußballmetapher, die ich meinen Neffen verdanke. Es geht nicht nur ums Tore schießen, sondern um schönen Fußball und darum, sich Pässe zuzuspielen. Das gelingt uns derzeit nur an einzelnen Stellen, vor allem mit den akademischen Kolleg:innen, wo es auch auf persönlicher Ebene stimmt.

Ich möchte die Hoffnung nicht aufgeben, dass wir uns als Theologie systemisch unseren Platz immer wieder holen – auch wenn wir ihn nicht mehr selbstverständlich bekommen. Zum Beispiel: Bei Ritualen, Seelsorge, Awareness, Achtsamkeit, Trauer – da gibt es wirklich Wissen, mit dem man auftreten kann. Da gibt es Felder, die wir mitbespielen können.

Die Kongresse 2023 zur Fragmentarität und „Behind the Scenes“ 2025 – war das ein Versuch, die eigenen Felder wieder mehr zu bespielen?

Für mich war 2025 der Kongress, der stärker eine gemeinsame Forschungswerkstatt aufmachen wollten. Wer arbeitet woran, wie? Das war tatsächlich ein „Reclaim des Eigenen“ – eine Reaktion auf die Stimmen, die sagten: Warum beschäftigen wir uns ständig mit Themen, die für manche nicht in den Kernbereich der Pastoraltheologie gehören?

Aber gerade 2023 haben wir diese Frage von Fragmentarität, sozialer Kohäsion und welche Rolle Religion dabei hat, stark mit Positionen von außen angespielt. Das Prinzip, sich von Forschungspartner*innen etwas zusagen zu lassen, blieb. Es wurde aber durchaus kritisch kommentiert. Für mich ist es eine wichtige Haltung zu sagen: Am Ausgangspunkt interessiert mich das Thema, und aus meinen eigenen Diskursen heraus kann ich es noch nicht so ganz bearbeiten. Deswegen brauche ich Forschungspartner*innen mit anderer Perspektive. Das öffnet ein Feld, das über rein pastorale oder theologische Kontexte hinausgeht.

Wie gut die Auswahl der Referent*innen war, ist eine andere Frage. Ich habe manchmal den Eindruck, dass manche Referent*innen bei „Pastoraltheologie“ nicht an akademische Pastoraltheolog*innen mit eigenem Wissenschaftsdiskurs denken, sondern eher an Erwachsenenbildung. Das stellt auch die Frage: Wie viel trauen uns andere Fächer

an Diskursfähigkeit und theoretischer Flughöhe zu? Trotzdem glaube ich, dass dieser Angang – zuerst zuzuhören, bevor man selbst ins Sprechen kommt – uns guttut.

Jenseits des wissenschaftlichen Programms – gerade beim 250 Jahre Pastoraltheologie-Kongress einem „liturgischen“ Teil in Berlin und auch in Leitershofen: Gibt es so etwas wie typische Kongress-Rituale?

Eines der Lieblingsrituale, das gerade etwas auf die Probe gestellt wurde, ist: Wir waren in der Regel in Bildungshäusern, in einem gemeinsamen Raum. Man ging gemeinsam zum Mittagessen, traf sich beim Frühstück, es gab Kneipenabende. Traditionell der erste Abend in der Taverne, in der Kellerbar. Da ist ganz viel an Kennenlernen und Austausch passiert. Deswegen ist für in zwei Jahren wieder Leitershofen angefragt – das hat einen bestimmten Reiz und Wert.

Allerdings ist man damit relativ stark auf ein oder zwei Orte begrenzt. Orte machen was mit unserem Denken und mit Kongressen. Die Idee war, dieses liebgewordene Ritual aufzugeben oder umzuwandeln. In St. Georgen gab es auch die Möglichkeit zusammensitzen, man musste halt nochmal einen Weg zurück ins Hotel gehen. Dafür gewinnen wir Orte, die uns als Orte selbst nochmal was Inhaltliches einspielen.

Ich könnte mir vorstellen, keinen der beiden Straßengräben zu wählen, sondern gut abzuwechseln – mal in Klausur gehen gemeinsam, das hat auch was für eine Gruppe. Aber ich bin große Verfechterin davon, auch mal an Orte zu gehen, die als Ort anders ticken und den Kongress anders herausfordern. Ich würde mir wünschen, dass wir irgendwann auch in Dresden, Leipzig, Erfurt, in einem anderen Kontext, in Interaktion mit der Stadtgesellschaft oder den Menschen vor Ort in Kontakt treten.

Was ich sehr an der AG Pastoraltheologie schätze: Auch wenn man noch studiert oder promoviert, muss man sich nicht fürchten, beim Frühstück oder Kneipenabend mit jemandem der Arrivierten zusammensitzen. Es gibt eine sehr große Freundlichkeit, Aufnahme und Wertschätzung quer durch die Statusgruppen. Das macht diese Kongresse zu einem Erlebnis. Man kommt über regionale und institutionelle Grenzen hinweg gut ins Diskutieren.

Was könnte die AG in Zukunft besser machen?

Was wir mehr machen könnten – obwohl es mir persönlich gar nicht so liegt –, ist vielleicht, doch mehr zuspitzen und streiten. Das war auch im Vorstand und Beirat ein Thema: Sind wir nicht zu sanft miteinander? Wo sind die Arenen, wo es auch mal richtig rangehen kann? Wo man sich intellektuell streiten kann? Das ist eine offene Frage: Braucht ein akademisches Fach das nicht?

Ich persönlich muss gestehen, das ist weniger die Art, wo ich gut denken kann. Das ist ein bestimmter Habitus, der für manche super ist. Das kenne ich mit Sparringpartner*innen, ich mache es nur weniger in der Öffentlichkeit. Da vielleicht eine gute

ausgewogene Form finden: Diejenigen, die auf einen guten, hart geführten Diskurs stehen, kommen zu ihrem Recht. Und auf der anderen Seite ist genug Raum, gerade für Nachwuchswissenschaftler*innen, wo man sich mit unfertigen Dingen einbringen kann. Wo man miteinander denken kann, ehrlich, aber nicht hart miteinander und vor allem um die Sache ringt.

Was mir auch ein Anliegen ist: Ich würde mir bei den Kongressen wünschen, dass wir zum einen die ökumenische Perspektive – wobei da gab es immer wieder Ansätze – aber vor allem das Interreligiöse viel stärker machen. Ich kenne tolle muslimische Praktische Theolog*innen, deren Stimme ich im Diskurs gerne hören würde.

Das ist auch ein Thema hier in Berlin. Ich bin Sprecherin des Interdisziplinären Zentrums für Interreligiöse Theologie und Religious Studies (CITRS). Das verändert und verschiebt Diskurse – sowohl mit den muslimischen als auch, was ich sehr schätze, dass es jüdische Theolog*innen gibt. Die Orthodoxie wäre für mich eine offene Frage, auch durch den Ukraine-Krieg. In Österreich war das immer schon eine andere Größe.

Zu überlegen ist: Wie kann die AG Pastoraltheologie – ohne sich zu verlieren und ohne feindlichen Übernahmeindruck – eine Offenheitskultur schaffen? Ich habe den Eindruck, die Religionspädagog*innen schaffen das besser. Bei deren Tagungen tauchen immer wieder auch islamische Kolleg*innen auf. Sie laden sie stärker als Referent*innen ein. Ich glaube, da könnte die AG nochmal gewinnen.

Wenn wir zum Schluss nochmal auf den Anfang zurückkommen: Diese Themen von Passung, Ambiguität, Einheit in Verschiedenheit – sind das nicht auch Themen, die für die AG selbst relevant sind?

Absolut. Wie gehen wir damit um, wenn Dinge sich nicht einfach zusammenbringen lassen? Wie viel Einheit ist notwendig, wie viel Verschiedenheit können wir uns leisten? Das sind keine abstrakten Fragen, sondern ganz praktische für die AG.

Die Herausforderung ist die Pluralisierung innerhalb der Theologie selbst. Wir haben sehr unterschiedliche methodische Zugänge – von empirischer Forschung über historische Arbeiten bis zu stärker systematisch- bzw. philosophisch-theologischen Reflexionen. Diese Vielfalt ist eine Stärke, aber sie macht es auch schwieriger, gemeinsame Standards zu finden. Und genau da sind wir wieder bei der Ambiguitätsbearbeitung: Es geht darum, mit dieser Vielfalt produktiv zu arbeiten. Vielleicht können die angedachten Sektionen innerhalb der AG [Gruppen, die sich über ein gemeinsames Forschungsinteresse zusammenfinden, ähnlich den Sektionen in der Arbeitsgemeinschaft Katholische Religionspädagogik und Katechetik; C.P.] hier ein nächster guter Schritt sein.

Für die nächsten zehn Jahre erhoffe ich mir, dass wir mutig bleiben – mutig genug, uns ins Getümmel zu stürzen, uns auf fremde Logiken einzulassen, aber auch mutig genug, unser Eigenes selbstbewusst einzubringen. Dass wir gute Pässe zuspiesen können und offen sind für die Stimmen, die bisher vielleicht zu wenig gehört wurden.

Prof. Dr. Teresa Schweighofer
Juniorprofessorin für Praktische Theologie
Zentralinstitut für Katholische Theologie
Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6
10099 Berlin
+49 (0)30 2093-99082
teresa.schweighofer(at)hu-berlin(dot)de
<https://www.katholische-theologie.hu-berlin.de/de/ls/pt>
ORCID: 0000-0003-0473-010X

Prof. Dr. Christian Preidel
Professor für Pastoraltheologie
Theologische Fakultät
Universität Luzern
Froburgstrasse 3, Postfach 4466
CH-6002 Luzern
+41 41 229 52 65
christian.preidel(at)unilu(dot)ch
<https://www.unilu.ch/fakultaeten/tf/professuren/pastoraltheologie/>
ORCID: 0000-0001-6141-6841